

Wir setzen eine Probezeit von einem Monat fest; sind wir gegenseitig zufrieden, so verbleiben Sie in Ihrer Stelle. Sie machen auf mich den Eindruck der Nebligkeit, und ich betrachte es als eine Gelegenheit, die Härte des Schicksals an Ihnen wieder gut zu machen. Schlagen Sie ein?"

Der junge Mann sagte mit Freuden Ja und gab seinem neuen Chef die Hand.

Nur Tom schien ärgerlich.

"Massa!" flüsterte er seinem Herrn zu, "nimm nicht fremde Mann in Dein Haus. Tom will schreiben lernen und Dir Buch führen! Tom stiehlt nicht?"

"Da sollte etwas schönes herauskommen," lachte Müller, "Du bist eine gute, ehrliche Haut, aber Deine Buchführung mag ich nicht. Es bleibt dabei, was wir besprochen haben," sagte er zu Häbler. "Folgen Sie jetzt meinem Neger, er soll Ihr Zimmer zurecht machen und Ihren Wünschen gehorchen. Haben Sie noch Effekten in New-York?"

"Nein, Herr!" war die traurige Antwort. "Alles, was ich besaß, haben mir schlechte Menschen genommen."

"Gerade wie mir," brummte Müller in den Bart. "Armer Teufel! Tom," rief er diesem zu, "sorge für den Herrn und führe ihn um sieben Uhr zu uns zum Thee."

Er nickte seinen Buchhalter freundlich zu und verschwand mit dem Sheriff.

Tom schlenderte neben dem Fremden her, seinem Unmuth in kurzen Selbstgesprächen Luft machend.

"Tom doch schreiben lernen," sprach er trotzig vor sich hin. "Tom nicht so dumm! Weiße Mann ist nicht gut, schwarze Tom ist besser!"

Häbler war nicht weniger in seine Gedanken versunken. Mit getäuschten Hoffnungen hatte er in San Francisco ein Jahr lang gelebt, unermüdet nach seinem Onkel forschend, aber alles Suchen war umsonst. In New-York, wohin er sich gewandt, fiel er in die Hände von ehrlosen Agenten, die ihn um seine kleine Habe brachten, und er irrt dort ziellos umher, bis er der Polizei in die Hände fiel. Alle diese Bilder flogen im Geist an Wilhelms Auge vorüber.

Aber bald erwachte er aus seinem träumerischen Hinbrüten, er bemerkte den Schwarzen, der pfeifend vor ihm herlief, und beschloß, ihn über seinen Herrn auszuforschen.

"Heda, schwarzer Bursche!" rief er Tom an, "ist Dein Herr schon lange in Amerika?"

"Ziel Jahr — Zwanzig!" antwortete Tom so grob, wie es einem Neger in übler Stimmung möglich ist.

Wilhelm ließ sich durch die barsche Aeußerung nicht irre machen und fragte weiter: "Hat Dein Herr immer hier gewohnt?"

Tom zögerte mit der Antwort; endlich entschloß er sich und sagte verdrießlich: "Nein, Massa sonst gewohnt in San Francisco, dort arme schwarze Tom gekauft und ihm seine Freiheit geschenkt, aber Tom will keine Freiheit! Tom immer bei Massa bleiben. Gute weiße Mann! — Aber Buchhalter schlecht. Tom will nix wissen von Buchhalter!"

"Warum bist Du denn so verbissen auf meinen Stand?" examinierte Wilhelm weiter.

Der Neger sah ihn verschmigt von der Seite an und fragte lauernd: "Hat Mister ein Messer? — Andere Buchhalter hat großes Messer und schneid't Tom in seine arme Hand."

"Darum Dein Mistrauen!" rief Wilhelm lachend. "Du glaubst wohl, hier zu Lande geht die ganze Kaufmannschaft mit langen Messern auf Raub aus? Beruhige Dich, guter Tom, ich hege keine so finsternen Gedanken gegen Dein schwarzes Fell, und wenn wir erst näher bekannt sind, denke ich, wirst Du mich fast eben so lieb haben, wie Deinen Herrn. — Sind wir bald am Ziel, Mister Tom?"

"Gleich, Herr, eine Straße noch."  
"Richtig!" rief Wilhelm, "da sehe ich schon die Firma durch die Bäume leuchten: 'Lach und Firnisfabrik von Wolfgang Müller.'" — Das ist ein feuergefährliches Ding, guter Bursch! Gott gebe, daß das Gebäude nicht einmal in Rauch aufgeht!"

Tom führte Wilhelm auf seinen Wunsch in alle Räume der Fabrik, er zeigte ihm das Maschinenhaus, die Lager- und Packräume. Nur als Wilhelm ins Kontor wollte, stellte sich Tom mit vorgehaltenem Arm vor die Thür.

"Nein, Tom nicht leiden hier!" rief der Neger. "Nur wenn Massa mitkommt, sonst nicht leiden weiße Buchhalter in Kontor!"

"Nun, so bringe mich auf mein Zimmer und melde es mir, wenn der Herr kommt."

Dieser Aufforderung leistete der Neger willig Folge, zog aber vorher den Schlüssel des Kontors ab und steckte ihn in die Tasche.

"Besser ist besser!" murmelte er zwischen den Zähnen. "Kann doch große Messer haben."

Das Zimmer, in welches Wilhelm geführt wurde, ließ nichts zu wünschen übrig, es war ausgestattet mit aller Bequemlichkeit und bot eine entzückende Aussicht, die Wilhelm auch sogleich betrachtete. Er

brannte sich eine Cigarre an und lehnte sich aus dem Fenster. In der Ferne zeigten sich Staubwolken, zwei Reiterinnen bogen eben um eine Umzäunung und sprengten auf die Fabrik zu. Die Eine ritt einen feuerigen Rappen, die Andere einen Ponny. — Man sah es ihnen an, daß sie keine Neulinge waren, sie saßen led und fest im Sattel und ließen ihre Thiere tüchtig ausgreifen. Wie erstaunte Wilhelm, als sie nach wenigen Minuten durch das Thor sprengten und Tom sich beeilte, ihnen beim Absteigen behilflich zu sein. Die Ältere wartete seine Dienste gar nicht ab, sondern schwang sich leicht aus dem Sattel, gab dem Pferd einen Schlag mit der Peitsche — und bot ihrer jüngeren Begleiterin die Hand, die ebenfalls ohne Toms Hilfe zur Erde sprang. Tom mußte den Damen etwas zugestimmt haben, denn sie blickten Beide gleichzeitig nach Wilhelms Fenster. Erschreckt, wie aufgeschreckte Rehe, rannten sie dem Hause zu, als sie entdeckten, daß ihre Neugierde bemerkt wurde.

"Das waren ja ein paar himmlische Gestalten," sagte Wilhelm vor sich hin. "War das ein Märchen aus tausend und eine Nacht, oder bin ich in einem verzauberten Schlosse, wo Feen und Najaden haufen? Ich habe doch in meinem Leben manches schöne Mädchen gesehen, aber hier finde ich Alles übertraffen. Wer sie wohl sein mögen? Am Ende Verwandte oder gar die Töchter des Hauses! — Die Pferde wußten in den Ställen Bescheid, und Tom war sehr dienstfertig. Sollte ich wirklich so glücklich sein, sie wieder zu sehen?"

Er sprang auf und lief unruhig im Zimmer hin und her, er konnte die Zeit nicht abwarten, bis Tom ihn zu seinem Prinzipal rufen würde. Aber seine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt, denn eine Viertelstunde nach der anderen verging und der so heiß ersehnte Bote kam nicht. Es dunkelte bereits, als an seine Thür geklopft wurde und Tom seinen schwarzen Krauskopf ins Zimmer steckte.

"Mister möchten zum Thee kommen," meldete er. Wilhelm warf noch einen prüfenden Blick auf seine Toilette und folgte dem Diener, der ihn in den kleinen Salon führte.

(Fortsetzung folgt.)

### Die Mitgift der Schwiegermutter.

Ueber eine beispiellos dastehende Klage hatte kürzlich der Vagatrichter des Bezirksgerichts Leopoldstadt I in Wien zu entscheiden. So herzlich gelacht wurde noch nie in einem Gerichtssaale, wie bei dieser Verhandlung. Eine Frau, Katharina Krippel, verklagte einen Herrn Heinrich Schödel, Schneidermeister, auf Bezahlung einer Schuldforderung von 50 Gulden.

Richter (zum Angeklagten): Sind Sie dieser Frau 50 Gulden schuldig? — Angekl.: Diese Frau? Das ist meine Schwiegermutter!

Richter: Das thut nichts zur Sache; man kann doch auch einer Schwiegermutter Geld schuldig sein. — Angekl.: Ich bin ihr aber nichts schuldig; sie hat mir 50 Gulden Mitgift gegeben, als ich ihre Tochter heirathete. Ich mußte aber nicht nur die Tochter, sondern auch die Schwiegermutter übernehmen und über die 50 Gulden obendrein einen Schuldschein ausstellen.

Richter: Ueber die Mitgift einen Schuldschein — das ist neu. — Angekl.: Ja, hier ist der Schuldschein, Herr Richter.

Der Richter nahm den in Großfolio-Format gehaltenen, mit einem Zweiunddreißig-Kreuzer-Stempel versehenen Schuldschein und brachte denselben zur Verlesung. Er lautete wörtlich:

"Schuldschein, womit ich Endesgefertigter bestätige, daß ich am heutigen Tage von meiner zukünftigen Schwiegermutter Frau Katharina Krippel 50 Gulden baar als Mitgift bekommen habe und verpflichte ich mich, diese Schuld meiner Schwiegermutter baar zurück zu bezahlen, wenn ich: 1. Die Schwiegermutter nicht mehr anerkennen sollte; 2. wenn sie mir nicht mehr behagen sollte; 3. wenn ich sie verstoßen sollte, oder 4. wenn meine Frau sterben sollte. Hochachtungsvoll Heinrich Schödel."

Nachdem sich der Heiterkeitsausbruch, den die Verlesung dieses klaffischen Schuldscheines entfesselte, gelegt hatte, begann der Angeklagte: Nun ja, jetzt, wo ich sie so lange ausgefüttert habe, verlangt sie die Mitgift zurück.

Richter (mühsam das Lachen zurückhaltend): Lassen Sie uns, Herr Schödel, vor Allem hören, ob Sie eine dieser köstlichen vier Bedingungen, die Sie in diesem sogenannten Schuldscheine eingegangen sind, nicht etwa gebrochen haben. Also zur ersten: Erkennen Sie diese Frau als Ihre Schwiegermutter noch immer an? — Angekl.: Freilich, alleweil!

Richter: Behagt sie Ihnen noch? — Angekl.: (nach einer langen Pause, während welcher er die Schwiegermutter von der Seite mit halbem, scheuem Blick betrachtete): Ja... sie behagt mir noch!

Richter: Haben Sie sie verstoßen? — Angekl.: Nein, sie ist selbst weg. Sie kann doch wiederkommen.

— Klägerin: Ich will aber nicht!

Richter: Und Ihre Frau ist nicht gestorben? — Angekl.: Nein, sie lebt noch.

Richter (zur Klägerin): Unter diesen Umständen muß ich Ihre Klage bedingungslos abweisen. Ihr Schwiegersohn ist ein braver Mann, der keine einzige der vier Bedingungen, die er sich bei Uebnahme der Mitgift, Ihrer Tochter, sowie Ihrer Person gestellt, verletzt hat. Er braucht Ihnen die 50 fl. nicht zu bezahlen! Gehen Sie in Gottes Namen!

Damit war diese einzig in ihrer Art dastehende Verhandlung beendet.

### Bermischte Nachrichten.

— Die Salzgewinnung in Halle. Wer die Sehwürdigkeiten von Halle zu studiren gedenkt, sollte nicht versäumen, auch jenem Institut einen Besuch zu machen, dem die Stadt ihren Namen und einen großen Theil ihrer jetzigen Bedeutung verdankt, dem Salzwerke. Mitten im Orte auf einem freien Plage entspringt der segenspendende Quell, dessen Wasser in Röhren hinaus in die Vorstadt geleitet wird, zur "Saline der consolidirten Pfännerchaft". Die Sole fließt zunächst in große Holzbehälter, in denen sie früher durch Zusatz von Steinsalz noch verstärkt wurde. Das bekannteste Charakteristikum einer Saline, ein Gradirwerk, suchen wir hier vergebens. Die Sole fließt vielmehr nun durch vielfach hin- und hergewundene flache Verdunstungsanlässe, in denen sich der Salzgehalt durch Wasserverlust von 10% auf 18% steigert. Verschiedene Fremdbestandtheile, Kalk und Eisenoxyd, setzen sich bereits hier ab. So gereinigt und verstärkt gelangt die Sole in mächtige 35 Schritte lange Pfannen, in denen sie zum Sieden gebracht wird. Dichte Dampfwolken steigen auf und werden durch den nachschießenden hölzernen Brodemfang der Dunstfeste zugeführt. Halbnaakte Männer sind beschäftigt, die sich bildenden festen Massen an den Rand zu ziehen und auf die eisernen Kippwagen zu laden. Das erste gelbschäumige Krystallisationsprodukt wird mit Petroleum denaturirt als Düngesalz verkauft. Nach zweiundzwanzig Stunden ist alles Salz auskrystallirt und kommt in die Trockenräume und Magazine. Der festgebundene Rückstand der Lauge, der sog. Pfannenstein, wird losgehacht und von den Gärtnern zum Unterdrücken der Vegetation auf Sandwege gestreut. In manchen Gegenden wird das Salz nicht in dem feinkörnigen Zustande beliebt, den es bei einem derartigen Siedeprozess annimmt. Es wird deshalb ein Theil der Sole in anderen Pfannen einer bedeutend geringeren Wärme ausgefegt und auf diese Weise in 72 Stunden ein grobkörniges Krystallisationsprodukt erzielt. Der größte Theil dieses groben Salzes wird jedoch nachträglich mit Wermuth und Eisenoxyd vermischt und als Viehsalz verkauft. Die Ausbeutung der Halle'schen Saline, die früher in den Händen des Staates lag, wird jetzt von einer Privatgesellschaft betrieben. Doch sucht sich der Staat durch Erheben einer ziemlich bedeutenden Steuer auf das Speisesalz schadlos zu erhalten. Während nämlich ein Centner Salz nur ca. 3 Mk. netto kostet, werden darauf 6 Mk. Steuern erhoben. Diese Abgabe beträgt im Monat durchschnittlich 50 — 60,000 Mk., sodaß die Staatskasse bei dieser Art des Betriebes jedenfalls keinen Schaden erleidet. Die jährliche Ausbeute wird gegenwärtig auf ca. 220,000 Centner geschätzt.

— Der Blumen Rache, das bekannte Gedicht, hat einem gequälten Ehemanne die Anregung gegeben, den in seiner Wohnung versammelten Damen eines Kaffeekränzchens, dem seine Frau angehört, den Austausch von Geheimnissen und Neuigkeiten unmöglich zu machen. Durch das Kreischen und Lachen in seiner Arbeit gestört, kam er auf eine Idee, die er sofort verwirklichte. Er eilte zum Blumenhändler, kaufte daselbst ein Bouquet, und schickte es seiner Frau, ohne sich als Absender zu bezeichnen. Und nun wartete er in seinem Zimmer auf den Erfolg. Zehn Minuten später verstummte das Gespräch, dafür aber hörte man es jetzt — niesen, kräftig und ununterbrochen niesen und dazwischen abgebrochene Entrüstungsbrufe. Eine Viertelstunde später hatten die Damen die Wohnung verlassen. Herr M. hatte nämlich auf die Blumen — ein paar tüchtige Pisen Riechpulver gestreut — ein Mittel, das ihm gegen Kopfbeklemmungen empfohlen worden war.

— Ein Fremder, der gegen das Ende des 18. Jahrhunderts den Baron von Swieten zu einem Besuche bei dem alten Herzog von Sachsen-Hildburghausen begleitete, erzählt in seinen Erinnerungen: "Der Herzog geht täglich regelmäßig um 8 Uhr zu Bette. Wenn er aus seinem Zimmer in sein etwas entlegenes Schlafgemach sich begiebt, sind an dem Wege dahin Leute aufgestellt, die ihm nacheinander die Perrücke und die Kleidungsstücke abnehmen, während er an ihnen vorüber geht, so daß er sich in das Bett legen kann, sobald er es auf diesem Gange erreicht hat."

— Seine Karriere. "Sehen Sie, der Mann, wie er da reitet, ist vor zehn Jahren mit einem paar zerrissener Hosen nach Berlin gekommen und jetzt hat er zwei Millionen." — "Aber ich bitte Sie, was fängt denn der Mann mit zwei Millionen zerrissener Hosen an?"